

Laudatio Essay-Wettbewerb 2022

Es sind niemals Religionen, die im Dialog miteinander in Beziehung treten, sondern konkrete Menschen. Dogmatiken sprechen nicht, sondern Individuen in ihren sozialen Verortungen, kulturellen Kontexten und individuellen religiösen Biographien, und sie sind mehr als Sprachrohre von Lehrbüchern. Das ist nun zwar keine noch niemals gehörte Botschaft, doch sie wird sehr anschaulich und zum Teil auch tiefgründig in den verschiedenen Essays reflektiert, die in diesem Jahr ausgewählt wurden. Denn wie ein Leitmotiv tritt die individuelle religiöse Stimme auf, die sich mit Stereotypen und normierenden Vorbestimmungen auseinandersetzt, in Diskursen geframet oder gar zum Schweigen gebracht wird, mitunter um Gehör ringen muss und trotzdem immer wieder nach Artikulation sucht. Es sind dieses Jahr vier Essays, weil, so viel kann ich verraten, der dritte Platz doppelt besetzt wurde. Dies ergibt im Rückblick eine passende Konstellation, weil gleichsam zwei Essays, die an konkreten Fällen oder Situationen arbeiten, von zwei eher methodisch orientierten Essays begleitet werden.

Beginnen wir konkret: Martin Skowronek, Student der Komparativen Theologie in Paderborn und zugleich Dozent für Ethik in der Pflege an Berufsschulen und Pflegekraft für Menschen mit schwerster Mehrfachbehinderung, identifiziert einen Ort für den christlich-islamischen Dialog im beruflichen Leben, nämlich im konkreten Pflegealltag und in der Ausbildung von Pflegekräften. Sein Essay verankert die religiöse Thematik in der Patient*innenautonomie, in dem ethischen Gebot, dass Patient*innen pflegerische Handlungen mittragen oder ablehnen können. Er verortet die Autonomieforderung in der kantischen Selbstzwecklichkeit und zeichnet nach, wie der Respekt vor der Autonomie innerhalb der vier medizinethischen Prinzipien an der Seite der Fürsorgepflicht, der Schadensabwendung und der Gerechtigkeit zum Leitmotiv wird. Es mangelt, so seine Diagnose, also nicht an ethischen Grundlagen für pflegerische Entscheidungsprozesse. Im Gegenteil: „Die ethischen Strukturen in den pflegerischen Entscheidungsfindungsprozessen sind also bereits so gesetzt und weiterentwickelt, dass sie dem interreligiösen Dialog Raum geben können, um in dieses Feld mitzuwirken“ (10), nämlich eben als Prägung und Ausdruck des individuellen Patient*innenwillens.

Doch der pflegerische Alltag ist geprägt von Ressourcenknappheit und Zeitmangel, so dass gerade diejenigen Willensartikulationen, die routinierte Abläufe behindern und in Frage stellen, in der Gefahr sind, die Überforderung des Personals noch weiter zuzuspitzen. Und genau hier, so sein zentraler Punkt, sind nichtchristlich geprägte religiöse Bedürfnisse strukturell in der Gefahr, übersehen oder übergangen zu werden. Genau deshalb trifft an dieser Stelle der Dialog auf ein reales Bedürfnis bei Pflegekräften. Um die Überforderung im Alltag zu mindern, müssen andersreligiöse Bedürfnisse bereits in der Ausbildung bzw. in der Schulung der Leitung verankert sein. Das Ziel wäre, so Skowronek: „Aus Sicht der Pflegekräfte hätten sie durch ein besseres Verständnis und mehr Kenntnisse die Möglichkeit mit weniger Druck und weniger schlechtem Gewissen ihrer wichtigen Arbeit nachzugehen. Sie könnten nämlich dann bestimmte Dinge antizipieren und auch eigenständig reagieren. Bestimmte und immer wiederkeh-

rende Wünsche könnten für sie zur Selbstverständlichkeit werden, die sie dann in ihren Arbeitsablauf integrieren und deren großen Wert für die muslimischen Patient*innen sie erkennen könnten. Weiter wäre es für sie möglich, ihre Perspektive zu erweitern und Vorurteile abzulegen, sodass Sie dem Willen der muslimischen Patient*innen mehr Respekt zollen und auch mit Freude auf diesen eingehen.“ Wäre, so könnte man fragen, es nicht wünschenswert für christliche Patient*innen in einem christlichen Krankenhaus, dass muslimische Patient*innen so berücksichtigt werden, wie man auch selbst berücksichtigt zu werden wünscht?

Wer diese Frage so stellt, ist schon mitten im Thema des Essays von Mahmoud Tayeb, Student der Politikwissenschaft und Aarbistik in Halle-Wittenberg: „Die „Goldene Regel“ des interreligiösen Dialogs. Ist es sinnvoll die „Goldene Regel“ des „Parlaments der Weltreligionen“ auf einen interreligiösen Dialog anzuwenden?“ Der Titel enthält präzise das gesamte Thema, so dass man sich sofort der interessanten Antwort zuwenden kann. Mahmoud Tayeb kommt in einer abwägenden Argumentation, die verschiedene Perspektiven artikuliert, zu der Antwort „eher nein“. Dies begründet er zum einen in Bezug auf die Struktur der Goldenen Regel, zum anderen in ihrer Anwendung auf den Dialog als reziprokes Handeln. In beiden Fällen, so verstehe ich seine Kritik, geht es ihm um eine Differenzsensibilität: Setzt die Regel nicht eine Übereinkunft im Guten voraus, wenn sie unterstellt, dass das, was für mich gut ist, auch für den oder die Andere gut sei? Gelingt ihr wirklich ein Perspektivenwechsel, eine echte Einfühlung in Andersheit oder setzt sie eine Position als Maßstab? Und ist dies, so fragt Tayeb in einem knappen hirneurophysiologischen Exkurs, überhaupt möglich? Und so schließt er: „Ein fruchtbarer interreligiöser Dialog, in den man mit einer Offenheit zum Lernen tritt, in dem es unterschiedliche Meinungen, aber auch zum Teil widersprüchliche Aussagen gibt, in dem echte Positionen der Vertretenden dargestellt werden, in dem ein besseres Verständnis der anderen Religionen und Differenzen anerkannt und akzeptiert werden, in dem es nicht unbedingt zu Konsens kommen soll – ein solcher Dialog kann, wie im Laufe dieses Essays gezeigt wurde, anhand der „Goldenen Regel“ überhaupt nicht, oder nur zu einem kleinen Teil erreicht werden.“ Da die Jury sowohl von der begründeten Skepsis als auch von der Reflexion der pflegerischen Situation überzeugt war, hat sie den dritten Preis geteilt und Martin Skowronek sowie Mahmoud Tayeb zuerkannt.

In den beiden vorangegangenen Essays wurde ersichtlich, wie sowohl in konkretem Alltagshandeln, insbesondere bei knappen Ressourcen, als auch durch theoretische Konzeptionen Vorentscheidungen getroffen und konkrete Rahmen gesetzt werden, die die Artikulation des Anderen von vornherein ausschließt oder zumindest in ein strukturelles Ungleichgewicht setzt. Dies ist das Thema, das Jonas Friedli, der an der Universität Basel Politikwissenschaft und Nahoststudien studiert, mit argumentativer Klarheit und rhetorischer Schärfe in den Mittelpunkt stellt. Ausgehend von der Asymmetrie des Dialoglexikons, in der bei 70 Beteiligten gerade einmal 10 Autorinnen (übrigens alle auf türkisch-islamischer Seite) vertreten sind, problematisiert sein Essay „Auf ‚Augenhöhe‘ mit der Moral der Geschichte?“ die selbstverständlichen und unreflektierten Normierungen im Dialogsetting. In einem gut etablierten postkolonialen Referenzrahmen zeigt er, dass sowohl die Darstellung des Anderen als auch der Gestus öffentlicher Fürsprache den Mechanismen von Inklusion und Exklusion nicht so leicht entkommt, aller geforderten „Augenhöhe“ zum Trotz – Spivaks Diktum

„aber Geschichte ist größer als ein persönlicher guter Wille“ zieht sich wie ein Refrain durch das Essay. Deshalb fordert Friedli die stete Hinterfragung aller selbstverständlichen Repräsentanz: „Konkret heisst dieses ‘Mich-Verantworten’, mir bewusst zu werden, welche Wirkungen mein Sein in einem Raum hat, und zwar dadurch, dass ich schlicht und einfach darin bin. Dass ich als weiss und männlich gelesene Person in einem Raum stehe, hat eine andere Wirkung, als wenn ich nicht-männlich gelesen werde. Das Wissen um diese ‘Aura’, die historisch gestützt ist, ist dafür unabdingbar.“ (7) Diese Frage gilt übrigens auch bei Besetzung von Laudatoren, eine Einsicht, die ich an die Anawati-Stiftung und die Akademie gerne auch im Sinne einer Stellenausschreibung weitergebe.

Die Stärke des sprachlich pointierten Essays liegt darin, nicht allein ein diskursanalytisches „Oh Mensch! Gib Acht!“ - so das Nietzsche’sche Motto - zu formulieren, sondern zugleich Referenzpunkte für einen gelingenden Dialog anzudeuten. Der Bezugspunkt ist das gemeinsame In-der-Welt-sein: „Die Frage nach der Moral“, so Friedli, „ist immer auch die Frage nach meinen Verbindungen in und zu der Welt.“ (6) Noch einmal anders gewendet: „Es geht mir im Endeffekt darum, der steten Verwebung des ‘Ich’ mit und in der Welt und ihren vielzähligen Kontexten den entsprechenden Stellenwert zuzuschreiben. Als Menschen sind wir notwendigerweise stets auf andere angewiesen, und zwar auf eine existentielle Weise.“ (8) Deswegen fordert er, im Dialog der Vielfalt individueller Geschichten einen größeren Raum zu geben, denn erst diese Geschichten sind es, so ein letztes Mal Friedli, „die die Komplexität des gemeinsamen Lebens erfassen“ (9). Für den bei aller Abstraktion zugleich konzisen und bildhaften Essay darf Jonas Friedli zum zweiten Platz gratuliert werden.

Wer sich nun fragt, wie dies aussehen könnte, einer Vielfalt von Stimmen Raum zu geben und das Ungesagte sagbar werden zu lassen, der bekommt mit dem Essay „Mit Kopftuch und Bart bekommen wir keine Wohnung. Narrative und Stereotypen im interreligiösen Dialog“ von Sarah Meike Radon einen guten Einblick. Nicht, dass die Studentin der evangelischen Theologie und Geschichte im Master of Education das schöne Narrativ vom problemlos-toleranten Ruhrgebiet leicht erschüttert, - und zwar aus einer Binnenperspektive, studiert und arbeitet sie doch an der Ruhr-Universität Bochum! - macht die Preiswürdigkeit des Textes aus. Vor allem verschränkt Radon theoretische Überlegungen zu der Problematik und zugleich Unumgänglichkeit von stereotypisierenden Narrativen mit der Wiedergabe und deutenden Kommentierung einer Begegnung in einer Bochumer Moschee. Zugleich reflektiert Radon, ganz im Sinne des Friedli’schen „Gib Acht!“, ihre Position der Kommentierung und durchaus auch als Fürsprecherin für die ungehörte religiöse Biographie der beiden Gesprächspartner*innen, beide in Deutschland aufgewachsen, mit familiären Wurzeln im Libanon und Iran.

Mit der Analyse des Gesprächs schließt sich in gewisser Weise der Kreis zur möglichst weit gefassten Autonomieforderung im Pflegebereich. Auch hier muss sich die religiöse Selbstbestimmung gegen vorformierte Kontextbedingungen durchsetzen, wobei die stereotype Außenzuschreibung sowohl aus islamisch-religiöser wie auch nichtreligiös islamkritischer Perspektive geschieht. Positiv zeigt sich die bei beiden erkämpfte Bildungsbiographie als der Ort bzw. der Prozess, der auch einem eigenständigen religiösen Selbstverständnis Raum gibt. Und so fordert Sarah Meike Radon, die

Kategorisierung und Stigmatisierung durch vorschnelle Fremdzuschreibungen durch „interreligiöse Neugier“ zu unterlaufen: „Interreligiöse Neugier sollte zum prägenden Merkmal pluraler Gesellschaften werden, um Stereotype und Narrative umgestalten, ergänzen und öffnen zu können, sodass sie nicht länger Mauern bauen, sondern interreligiöse Grenzen einreißen.“ (10). Wenn ihr Gesprächspartner an einer Stelle sagt: Worte können heilen, so gibt dies Zuversicht, weiter im Gespräch zu bleiben und bis dahin aber Sarah Meike Radon mit dem ersten Preis zu ehren.

Wenn mir aus der bereichernden Vielfalt der Essays eine zusammenfassende Frage bleibt, so diese: Es fällt auf, dass sich als positiver Referenzpunkt der Wert individueller religiöser Erfahrung, das Thema religiöser Selbstbestimmung und Autonomie hindurchzieht. Wie dies zusammengeht mit dem Grundmotiv, das die Offenbarungsreligionen ausmacht, nämlich auf das Wort eines Anderen zu hören, wäre doch Anlass für ein christlich-islamisches Gespräch.

Tobias Specker SJ